

Identitäten in der Psychologie - Jenseits der Imitationsidentität

Keupp, Heiner

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Keupp, H. (1993). Identitäten in der Psychologie - Jenseits der Imitationsidentität. *Journal für Psychologie*, 1(2), 4-14.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-22116>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Themenschwerpunkt: Berufspraxis und Wissenschaft - eine ungeklärte Beziehung

Identitäten in der Psychologie Jenseits der Imitationsidentität

Heiner Keupp

Zusammenfassung: Das Projekt Psychologie ist in einem Zustand unübersichtlicher Beliebigkeit, den auch die einheitswissenschaftliche Fiktion der vorherrschenden akademischen Psychologie nicht aufheben kann. Alle Versuche, der Psychologie ein einheitliches Identitätskorsett anzudienen oder aufzuherrschen, werden diesen Zustand nicht entscheidend verändern können. Die Psychologie muß einen „Identitätsstatus“ überwinden, der als „übernommene Identität“ oder „Imitationsidentität“ bezeichnet werden kann. Sie benötigt vielmehr eine „erarbeitete Identität“, die an ihren gesellschaftsgeschichtlichen Ursprung zurückführt: Psychologie als eine Disziplin, die an den Chancen und Notwendigkeiten eines sich selbst reflektierenden Subjekts ansetzt und dadurch zu einem Mehr an Mündigkeit beiträgt.

„Identitäten sind hochkomplexe, spannungsgeladene, widersprüchliche symbolische Gebilde – und nur der, der behauptet, er habe eine einfache, eindeutige, klare Identität – der hat ein Identitätsproblem“ (Sami Ma'ari; zit. n. Baier 1985, 19).

1. Einleitung: Nachdenken über Identitäten in der Psychologie jenseits modischer Identitätsgeschwätzigkeit

Die „Krise der Psychologie“, oder ihre „Identitätskrisen“, die Notwendigkeit ihrer „Erneuerung“ sind wichtige Themen, aber sie erzeugen auch einen gewissen Ermüdungseffekt. Sind nicht alle denkbaren Argumente schon mehrfach formuliert worden? Ist es befriedigend, sie noch einmal zusammenzutragen? Vor allem: Ist nicht das Thema Identität, obwohl sicherlich ein Kernkonzept der Psychologie, ausgelaugt? Wenn von BMW bis Coca Cola unter dem Zauberwort „Corporate Identity“ firmenbezogene Identitätswänge produziert werden und den Firmenmitgliedern „Identity Styling“ abverlangt wird, wenn die Deutschen ebenso wie die

Völker des ehemaligen Jugoslawien und der ehemaligen Sowjetunion auf Identitätssuche gehen und unter Berufung auf ihre jeweiligen Identitätsphantasmen Gewalt und Krieg legitimiert wird, dann stellt sich schon die Frage, ob der Identitätsdiskurs noch taugt, irgendetwas Belangvolles zu reflektieren. Selbst in den Medien, die sich an der inflationären Verwendung des Identitätsbegriffs kräftig beteiligen, sind zunehmend auch kritische Kommentare zur „Identitätssucht“ zu vernehmen: Da ist in der *FAZ* vom „Geschwätzstoff ‚Identität‘“ die Rede (Bahners 1991), und in *konkret* hat Michael Scharang (1992) einen Artikel *Über das Geschwätz von der Identität* publiziert.

Gerade Scharang zeigt in seinem Artikel deutlich auf, daß der Identitätskult aus einer regressiven soziokulturellen Drift lebt. Identität war ein „Kampfbegriff der Romantik“, der die Sehnsucht nach Wiederbelebung einer klar geordneten Welt zum Ausdruck bringt, und diese Wünsche erfahren gerade erneut eine Wiederbelebung: „Vor ein- und einhalb Jahrhunderten wurde Identität mobilisiert als höhere Einheit, in der die Unterschiede aufgehen ... Bis heute ist der Zauber

ungebrochen, der von dem Wort ‚Identität‘ ausgeht; es ruft eine Sehnsucht nach einer heilen Welt, die, wenn schon draußen nicht, so doch drinnen existiert, tief in der Person, tief in der Geschichte, tief im Volk“ (Scharang 1992, 43). Die Psychologie liefert in verschiedenen ihrer Szenen Belege für diese Sehnsucht: Da machen sich PsychologInnen auf die Suche nach dem „wahren“ und „authentischen Selbst“ bzw. bieten sich als wissende Begleiter auf dieser Suche an. Auch wenn sich das nomothetische Lager in der Psychologie von einer solchen eschatologischen Sprache klar unterscheidet, hat sie durchaus auch ein implizites oder explizites Verständnis von dem „einen Weg“, den eine wissenschaftliche Psychologie zu gehen hätte und der allein wahre Erkenntnis über das psychische Geschehen verbürgen würde. Um diese „Glaubensgewißheit“ im wissenschaftlich-rationalistischen Gewande schart sich eine „Gemeinde“ (die sog. „scientific community“), die sich darin wechselseitig bestätigt, daß das der richtige Weg sei. Und das ist durchaus auch ein Identitätsgehäuse, das Heimat und Geborgenheit verspricht. Es ist ein fachliches Identitätsgehäuse, ein disziplinärer Rahmen, in dem allein sich alle psychologischen Subeinheiten des Faches einzurichten hätten, wenn sie denn dem Anspruch gerecht werden wollten, wissenschaftliche Psychologie zu betreiben. Gerade der Stellenbesetzungsschub, der sich nach dem Zusammenbruch der DDR in den neuen Bundesländern vollzieht, belegt diese Einschätzung: Die Identifikation mit psychologischen Richtungen, die sich den Zwängen dieses Identitätsgehäuses kritisch entziehen, ist gleichbedeutend mit dem Verlust der Chance, auf eine der zu besetzenden HochschullehrerInnenstellen berufen zu werden. Diese zentralistische Fach- bzw. Machtpolitik steht in einem befremdlichen Verhältnis zu einem dezentrierten oder gar fragmentierten Erscheinungsbild der PsychologInnen und auch der wissenschaftlichen Psychologie.

Das „psychologische Jahrhundert“ (Koch & Leary 1985) ist ein paradoxes Phänomen: Je mehr sich psychologische Sichtweisen soziokulturell ausbreiten, desto zweifelhafter ist es um die *Identität der Psychologie* bestellt. Es wird zunehmend klar: In dieser singularisierten Form gibt es weder „eine Psychologie“ noch eine einheitliche Identität. Sie ist objektiv in einem Zustand der

Pluralität und postmodernen Beliebigkeit. Alle Versuche, der Psychologie ein einheitliches Identitätskorsett anzudienen oder aufzuherrschen (nennen wir es die „Corporate Identity der Mainstream-Psychologie“), werden diesen Zustand nicht entscheidend verändern können. Diese These soll im weiteren entfaltet werden. Es stellt sich im Anschluß daran die Frage, ob damit das Ende einer Disziplin und Profession eingeläutet ist, der schon Kant keine rechte Chance gab, oder ob diese Einsicht Möglichkeiten für eine fachliche Neuorientierung enthält. Ich werde zu zeigen versuchen, daß die Psychologie einen „Identitätsstatus“ überwinden muß, den ich in Anlehnung an die Identitätsforschung „übernommene Identität“ oder „Imitationsidentität“ bezeichnen will, und daß sie als Disziplin eine „erarbeitete Identität“ braucht (zum Konzept „Identitätsstatus“ vgl. Marcia 1980), die an ihren gesellschaftsgeschichtlichen Ursprung zurückführt: Die Psychologie ist von ihrem Ursprung her eine Disziplin, die an den Chancen und Notwendigkeiten eines sich selbst reflektierenden Subjekts ansetzt. Sie hat sich in ihrem Verwissenschaftlichungsprozeß dem geistigen Grundriß der Moderne unterworfen, die Rationalitätskriterien der Naturwissenschaften übernommen und sich damit als „Imitationswissenschaft“ etabliert (Koch 1973, 220). Ihr ist damit der reflexive Bezug auf die sozialhistorischen Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit abhanden gekommen. Ihr steht die reflexive Durchdringung der eigenen Konstrukte noch bevor: Die „Historisierung und gesellschaftsgeschichtliche Revision ihrer Denkformen steht der Psychologie noch bevor, wenn sie nicht dem Schein der Individualisierung, von der sie profitiert, aufsitzen will, indem sie die Ursachen für die Probleme in die Menschen, die sie haben, hineinverlegt“ (Beck 1986, 194). Der postmoderne Diskurs, der gegenwärtig die geistigen Grundlagen der Moderne radikal in Frage stellt, beinhaltet die Chance, die unabdingbare und universelle Reflexivität der Moderne zu erkennen und als Basis auch der Subjektwissenschaften wieder zu entdecken und ernst zu nehmen. Erst durch eine solche Wendung könnte der Diskurs über Identitäten in der Psychologie auf das konzeptuelle Niveau gehoben werden, auf dem sich die Identitätsforschung heute bewegen muß, wenn sie die zeitgenössischen Formen der Identitätsbil-

ding begreifen will. So wie eine Dekonstruktion von harmonisch-integrativen Identitätskonstruktionen die Voraussetzung dafür ist, die zeitgenössischen „Identitätsprojekte“ (Harré 1983) entdecken und rekonstruieren zu können (Gergen 1991), genauso notwendig erscheint eine Dekonstruktion von einheitswissenschaftlichen Fiktionen angezeigt, die der Psychologie einen „Identitätszwang“ auferlegen.

2. Das „psychologische Zeitalter“: Der „Hunger nach Psychologie“ findet an den Universitäten keine Futterkrippe

Immer mehr Menschen versuchen sich in irgendeinem psychologischen Modell zu begreifen; ihre Selbstthematizierungen erfolgen weniger in Form gegenstandsbezogener Tätigkeitsbeschreibungen, als immer häufiger in Gestalt psychologischer Konstrukte.

Der weltbeste Bergsteiger, Reinhold Messner, spricht und schreibt weniger von den technischen Problemen bei der Bewältigung scheinbar unbezwingbarer Felswände und Höhen, sondern gibt Einblick in sein inneres Seelenpanorama. Ein erfolgreicher Fußballtrainer wie Christoph Daum präsentiert sich vor allem als Motivationskünstler. Von ihm wird weniger über seinen eigenen fußballerischen Erfahrungsschatz gesprochen, sondern daß er die Trainerakademie als bester Absolvent im Fach Psychologie verlassen hat. Die Politik ist in ihrem Selbstverständnis ohnehin schon längst nicht mehr eine Angelegenheit administrativer, ökonomischer oder gar politologischer Wissens- und Lösungsbestände, sondern eine Sache von Stimmungen und Mentalitäten, für die psychologische Kategorien herangezogen werden, und Politiker haben ihre Professionalität darin zu erweisen, daß sie – zumindest intuitiv – auf kollektivpsychische Bewußtseinslagen eingehen oder sie zu nutzen verstehen. Im Zusammenhang mit den dramatischen Fehlentwicklungen, die sich „deutsche Einheit“ nennen, greifen immer mehr Politiker auf psychologische Metaphern zurück. Von einer Grundgesetzänderung erwarten sich die wenigsten PolitikerInnen eine Steuerbarkeit und Reduktion der Zuströme von Menschen aus allen Teilen der Welt nach Deutschland, aber sie halten

diesen symbolischen Akt für notwendig, um die bedrohliche Stimmung im Lande zu besänftigen. Die SPD-Spitze hat für ihren politischen Schwenk nur kollektivpsychologisch-populistische Argumente parat.

Aber hat all' dies etwas mit der Psychologie zu tun, wie sie schwerpunktmäßig an Universitäten und Max-Planck-Instituten betrieben wird? Die Psychologie ist immerhin die Disziplin und Profession, die im vergangenen Vierteljahrhundert stolze Zuwachsraten zu verzeichnen hatte, an die kaum ein anderes Fach heranreicht (vgl. Pion & Lipsey 1984). Hat sie ihre Wissenspotentiale erweitert und verbreitet? Ist sie die Trägerin einer zunehmenden Psychologisierung der Welt mit der problematischen Konsequenz, daß Menschen einen wachsenden narzißtischen Selbstbezug aufweisen, wie es etwa Wallach & Wallach (1983) in einer Streitschrift ihrer Profession unterstellen? Dieser Vorwurf ist gegenüber der akademischen Psychologie sicherlich nicht gerechtfertigt. Der psychologische Diskurs hat zwar seinen infiltrierenden Siegeszug bis in die letzten Ritzen unseres Alltagslebens angetreten, aber diesem korrespondiert kein erkennbarer Erfolg der Psychologie als wissenschaftlicher Disziplin, die sich durch ihre Problemlösungskompetenz bezogen auf aktuelle psychosoziale Konflikte, Krisen und Problemlagen auszeichnen würde. Die Psychologie übt nach wie vor eine anhaltende Faszination aus. Trotz eines außerordentlich engen Arbeitsmarktes drängen noch immer viele Studienanfänger in dieses Fach, und der „Hunger nach Psychologie“ ist noch längst nicht gestillt. Es gibt kaum ein Thema, zu dem sich die Medien vom Psychologen keinen Kommentar wünschen (die Anfragen reichten bei mir in den letzten Monaten von dem ungebremsten Interesse der Menschen an den Familienproblemen der „Royal Family“, dem besonderen Reiz, den Horrorgeschichten auf Frauen ausüben, der Bedeutung von Selbsthilfegruppen, einer „geopsychologischen“ Erklärung des Fremdenhasses bis hin zu dem Ereignis, daß Kinder im Olympiasee ertrinken konnten, ohne daß in der Nähe befindliche Erwachsene einen Rettungsversuch unternommen hätten).

Das Interesse an psychologischen Fragen steht in einem krassen Mißverhältnis zu den Antworten der Disziplin, wie sie sich in ihrem Hauptstrom versteht. Sie hat zu den

anstehenden psychosozialen Problemkomplexen entweder keine oder höchst abstrakt-allgemeine Aussagen anzubieten. Weil es häufig so ist, entsteht eine Fülle von „selbstgestrickten Psychologien“ oder Antworten auf dem Niveau psychologischer Stammtischdiskurse. Was hat etwa die akademische Sozialpsychologie mit ihrem kognitivistischen Zuschnitt zur Erklärung der tiefreichenden Identitätsbrüche beizutragen, die mit dem Ende der DDR verbunden waren, oder zum Verständnis des gewaltigen Ausländerhasses und der aus ihm folgenden Gewaltausbrüche? Daß gleichwohl Fragen nach den psychologisch-gesellschaftlichen Hintergründen solcher Phänomene auftauchen, liegt nahe. Und ist es verwunderlich, daß dann über einen längeren Zeitraum Hans-Joachim Maaz mit seinen psychologisierend-pathologisierenden Deutungen (vor allem mit den beiden Büchern *Gefühlsstau* (1990) und *Das gestürzte Volk* (1991) und unzähligen Medienauftritten) den öffentlichen Diskurs fast alleine bestimmte, wenn aus dem Bereich der akademischen Psychologie keine Alternativen angeboten werden? Es dürfte kaum einen Vertreter der akademischen Psychologie geben, der sich nicht kritisch von den übergeneralisierenden interpretatorischen Schnellschüssen von Maaz absetzen würde, aber gleichzeitig gibt es nur vereinzelte öffentlich hörbare Stimmen, die zu aktuellen Phänomenen aus dem Krisenlaboratorium des „deutsch-deutschen Großversuchs“ fachpsychologisch Stellung nehmen oder Erklärungsangebote machen. Dieses aktuelle Beispiel steht exemplarisch für das strukturelle Defizit der Psychologie in bezug auf die Entwicklung zeitdiagnostischer und problemlösender Kompetenzen. Wie ist eine solche Diskrepanz zwischen dem gesellschaftlichen „Hunger nach Psychologie“ und der Abstinenz des Faches zu erklären?

3. Der Hauptstrom der Psychologie: Eine „Imitationswissenschaft“ mit „übernommener Identität“

Ende der 60er Jahre hat George A. Miller (1969) in seiner Präsidialrede vor dem Kongreß der *American Psychological Association* eine Antwort auf diese Frage zu geben versucht. Für ihn ist die „wissenschaftliche Psychologie potentiell eine der revolutionärsten intellektuellen Unternehmungen, die sich

der menschliche Geist jemals ausgedacht hat“ (S. 1065). Das Problem sei jedoch, daß sie in den hermetisch abgeschlossenen disziplinären Bezirken des Faches wie in einer Geheimloge verborgen ist. Miller forderte deshalb seine KollegInnen auf, darüber nachzudenken, „how best to give psychology away“ (S. 1074). Ähnlich argumentierten zu dieser Zeit auch verschiedene maoistische Politsekten, die eine „Wissenschaft für das Volk“ forderten. Wissenschaftliches Wissen als eine privilegierte Quelle der Weltbewältigung sollte möglichst allen Menschen segenreich zugute kommen. Edward E. Sampson (1991, 278) nennt diese Position „eine Demokratisierung der Ergebnisse“ der wissenschaftlichen Psychologie. Diese Position unterstellt ein psychologisches Wissensreservoir, zu dem die Zugänge gebahnt werden müßten. Entsprechend dieser Empfehlung wird auf psychologischen Fachkongressen großer Wert auf die Pressearbeit gelegt. Die Journalisten werden als Disseminationsagenten verstanden: „Geht hinaus und verkündet allen Völkern ...!“ Aber gibt es da überhaupt eine „Botschaft“, die verkündet werden kann? Hat die Profession z. B. Erklärungen für die Konsequenzen der zugespitzten ökologischen Krisen, für die Entwicklung des Lebensgefühls und die Identität von Kindern und Jugendlichen? Kann sie verständlich machen, mit welcher Urgewalt sich Haß und Barbarei in einer hochzivilisierten mitteleuropäischen Gesellschaft Ausdruck verschaffen? Kann sie plausibel machen, wie sich in einer Überflußgesellschaft Suchtphänomene ausbreiten können? Ich kann die Antwort auf Fragen dieser Art auch in den öffentlich unzugänglichen Geheimtresors der Psychologie nicht entdecken. Da ist jedenfalls nicht sehr viel, das einer „Demokratisierung des Wissens“ bedarf. Millers Kritik am „elitären Zentrismus“, dem Konsens unter den „Eingeweihten“, dessen Schwäche einzig und allein darin liege, daß er nicht für alle potentiellen Nutznießer zugänglich sei, suggeriert einen Wissensschatz, der allen Menschen zugänglich gemacht werden sollte. Der präsidiale Appell von Miller überschätzt in grotesker Weise, was da wirklich zu holen ist.

Einige Jahre später fällt sein Blick auf das Fach schon deutlich skeptischer aus. Offensichtlich enthält das disziplinäre Selbstverständnis des vorherrschenden psychologischen Blicks einen Typus der Problemre-

duktion, der es fraglich erscheinen läßt, ob hier noch ein produktiver Wissenskern der demokratischen Verbreitung harrt. Miller kommt zu der Einschätzung, „daß Experimentalpsychologen zu einer beruflichen Aversion gegenüber umfassenden Sichtweisen auf das psychische Leben tendieren. Liegt ein interessantes Phänomen vor, geht ihr Reflex nicht dahin, danach zu fragen, wie es sich in ein größeres System einfügt; ihr erster Impuls geht dahin, es auf etwas Uninteressantes zu reduzieren“ (1986, 281).

Der Hauptstrom in der akademischen Psychologie hat sich offensichtlich ein Flußbett im gesellschaftlichen Niemandsland gegraben. Zwar wird in den öffentlichen Professionsdeklarationen der Beitrag des Fachs zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt oder die Orientierung am öffentlichen Interesse betont, aber das gehört zur Fachrhetorik, auf die kein Fach verzichten kann. Man sollte sich hüten, solche Rhetorik wörtlich zu nehmen (vgl. zur Situation in den USA Smith 1990).

Ich möchte noch kurz bei jenem Bild der Psychologie verweilen, das entstehen muß, wenn man einigen weiteren PräsidentInnen der *American Psychological Association* bei ihren Präsidualansprachen lauscht. Dieses Bild läßt sich kaum als uneingeschränkt positives Portrait bezeichnen.

W. Bevan sieht in der Psychologie einen fragwürdigen Prozeß der arbeitsteiligen Spezialisierung, die eine Tendenz der „Eigenlimitierung“ des Blicks und der Fragestellungen befördert (1982, 1312). In einer späteren Publikation (1986) geht er genauer auf diesen Prozeß ein. Er ordnet ihn ein in eine allgemeine Strömung der Diversifizierung von Wissen und von wissenschaftlichen Zugängen in allen akademischen Disziplinen. Er unterscheidet die *Differenzierung* von Wissen, die sich normalerweise vollzieht, wenn sich ein intellektuelles Projekt entfaltet, von der *Spezialisierung*, einer Strategie des Umgangs mit der Differenzierung und der *Fragmentierung* des intellektuellen Projekts. Die Fragmentierung sei der gegenwärtige Normalzustand und sei im wesentlichen auf die Strukturen der Universitäten und der Forschungsfinanzierung zurückzuführen. Resultat sei „der Kult eines ungezügelten Individualismus, der weithin unsere Gesellschaft beherrscht, aber der in seiner extremsten Form in unseren Colleges und Universitäten besteht“ (1986, 379). Bevan beklagt einen

„Forschungsstil“, der Problemetails zu Tode reitet, ohne sich Gedanken über ihre Bedeutung zu machen (S. 385). Er macht diese Haltung für einen psychologischen Reduktionismus mit verantwortlich, der alle menschlichen Probleme in psychologischen Begriffen zu erfassen versucht und so zu einer „Übervereinfachung“ führt (1982, 1305 f.).

Das Relevanzdefizit der akademischen Psychologie ist am stärksten immer wieder von PraktikerInnen kritisiert worden. Für sie verliert eine Disziplin, die sich in der Spezialisierung verliert, zunehmend ihre Funktion der wissenschaftlichen Fundierung des beruflichen Handelns. Der Professionalisierungsschub, der seit den 70er Jahren die Psychologie prägt, beruht ja entscheidend auf einer zunehmenden gesellschaftlichen Verwertung psychologischer Handlungskompetenz. Alle PsychologInnen müssen jedoch durch eine universitäre Sozialisation laufen, die von den oben charakterisierten Merkmalen der akademischen Psychologie bestimmt ist. Alle Studien zur Rekonstruktion der beruflichen Sozialisation von PsychologInnen zeigen eine hohe Unzufriedenheit mit dem Kompetenzprofil, das die universitäre Ausbildung vermittelt (vgl. zusammenfassend Guggenberger 1990; Beerlage & Kleiber 1991; Hoshmand & Polkinghorne 1992). Eine große Mehrheit bezieht ihr Handlungswissen aus privatwirtschaftlich organisierten Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen. Das gilt insbesondere für den klinisch-therapeutischen Bereich, in dem die diversen Therapieschulen ihre spezifische Form von professioneller Nachsozialisation vollziehen, als auch für andere Bereiche angewandter Psychologie. Die berufliche Identität wird deshalb auch in einem sehr viel höheren Maße von den Angeboten der Fort- und Weiterbildungsinstitutionen bestimmt als von der disziplinären Primärsozialisation im Rahmen der Universität. Nicht selten vollzieht sich auch eine enttäuschte Abkehr von der „wissenschaftlichen Psychologie“ schlechthin und eine identifikatorische Hinwendung zu gurushaften Leitfiguren und zu pseudoreligiös-esoterischen Systemen.

Diese tiefen Spannungen zwischen einer elitären und praxisabstinenten akademischen Psychologie, die sich der Grundlagenforschung verschrieben hat, und einer praktisch gewendeten Psychologie haben längst das Bild einer einheitlichen Disziplin und Profession dementiert. In der Amerikani-

schen Gesellschaft für Psychologie zeichnet sich eine endgültige Spaltung bereits ab. Teile der grundlagenwissenschaftlich orientierten Psychologie, vor allem solche mit kognitivistischer und neuropsychologischer Ausrichtung, beginnen sich abzusetzen und sich neue Departments zu schaffen. Andere verhalten sich abwartend und sind zunächst einmal noch nicht aus dem Hoheitsbereich der Psychologie desertiert, wie es Janet Spence (1987) befürchtete. Sie drohen eher damit, um im psychologischen Revier weiterhin die Mandarinrolle einnehmen zu können. Die ehemalige Präsidentin der APA hatte 1987 folgende mögliche Entwicklung der Psychologie beschrieben: „In meinen schlimmsten Alpträumen sehe ich eine Dezimierung der institutionellen Psychologie voraus, wie wir sie heute kennen. Experimentalpsychologen desertieren zur ... Kognitionswissenschaft; physiologische Psychologen gehen ... an Departments der Biologie und Neurowissenschaft; Industrie-/Organisationspsychologen werden von Berufsakademien weggeschnappt; und Psychopathologen finden ihre Heimat in Medizinakademien. Kliniker, Schulpsychologen und andere Praktiker in der Gesundheitsversorgung sind schon lange gegangen und haben ihre eigenen Ausbildungsstätten. Nur Persönlichkeits- und Sozialpsychologen und spezifische Entwicklungspsychologen haben keinen anderen Platz, wohin sie gehen könnten“ (S. 1053). Stanley Schneider (1990, 522) faßt diese Entwicklung so zusammen: „Die Psychologie hat sich selbst an andere Wissenschaften fortgegeben“, und fragt dann im Anschluß daran, ob sie sich „in diesem Prozeß selbst verloren“ hätte.

Dieser Prozeß muß nicht zwangsläufig einen Identitätsverlust mit sich bringen. Er führt erst einmal zu einer zentripetalen Entwicklung, zu einer Dezentrierung des Fächs, zu einem Machtverlust von akademischen Mandarinen. Heute ist es unvorstellbar, daß in der US-amerikanischen Psychologie dominierende Paradigmen-Personifikationen wie Skinner oder Carl Rogers entstehen oder daß in der deutschsprachigen Psychologie noch einmal zentrierende Leitfiguren wie Philipp Lersch oder Peter Hofstätter eine Chance hätten. In seiner Autobiographie *The making of an American Psychologist* stellt Seymour B. Sarason in seinem abschließenden Kapitel die Frage: „Hat die amerikanische Psychologie einen Kern?“ und

kommt zu dem Ergebnis: „Da gibt es kein Zentrum ... mehr“ (1988, 408).

Sigmund Koch hat das „psychologische Jahrhundert“ immer wieder zu evaluieren versucht und die Psychologie an ihren eigenen Ansprüchen gemessen, eine Wissenschaft mit einem einheitlichen Konzept und einem anerkannten Methodenkanon zu sein. Seine Einschätzungen fielen mit jedem Anlauf skeptischer aus. Eindeutig ist sein Urteil in bezug auf eine weder vorhandene noch mögliche Kohäsion oder Einheitlichkeit der Psychologie als Wissenschaft. Für ihn ist die Vorstellung, „daß die Psychologie eine integrale Disziplin sein kann, der Mythos des 19. Jahrhunderts“ (1981, 268). Vielmehr sei die Psychologie „keine einzelne oder kohärente Disziplin, sondern vielmehr eine Gesamtheit von Studien unterschiedlichen Zuschnitts“ (ebd.). Daß das so werden mußte, ist kein Ausdruck der Unreife, sondern ist der Charakteristik „psychologischer Ereignisse“ geschuldet. Denn diese seien „vielfältig bestimmt, mehrdeutig in ihrem menschlichen Sinn, polymorph, kontextuell umgeben oder eingebettet oder von komplexer und vage verbundener Weise und äußerst flüchtig und labil“ (ebd.). Eine solche Sichtweise des Gegenstandsfeldes der Psychologie ist nicht vereinbar mit der Kanonisierung eines überlegenen Weges der psychologischen Erkenntnisgewinnung. Genau hier hat Koch schon in seiner früheren Einschätzung (1973, 209) der Psychologie ihren Geburtsfehler gesehen: Sie hatte sich bereits auf Methoden eingeschworen, ehe sie ihren Gegenstand zur Kenntnis genommen hatte und seine Probleme kannte. Diese Methoden hätte sie den Naturwissenschaften nachgeahmt – deshalb nennt Koch die Psychologie eine „Imitationswissenschaft“ (ebd., 220) – und ihre Geschichte sei „weitgehend eine Geschichte wechselnder Ansichten, Lehrmeinungen und Vorstellungen darüber, was an den Naturwissenschaften und vor allem der Physik nachzuahmen sei“ (S. 210). Hier sind wir wieder an dem Punkt einer „übernommenen Identität“, die sich die Erarbeitung des eigenen Gegenstandes erspart und deshalb kein reflexives Verhältnis zu ihm entwickelt hat. Mit guten Gründen läßt sich auch fragen, ob sich die nomothetische Psychologie mit ihrem Vorbild überhaupt mitentwickelt hat, in dessen Bezirken ja aufreigende Theorieentwicklungen stattgefunden haben und stattfinden. Die nomothetische

Psychologie ist in ihrem methodologischen Selbstverständnis auf einem Niveau der physikalischen Theoriebildung „ossifiziert“, das von Newton etabliert wurde, das aber längst in das Museum der Physik gewandert ist.

4. Ein fragwürdiges Toleranzedikt

Wer noch mit Hubert Rohrachers *Einführung in die Psychologie* in sein Fach hineinsozialisiert wurde, für den gab es nur „einen Weg“ in die wissenschaftliche Psychologie. Was dem nicht entsprach (wie etwa die Psychoanalyse, die Phänomenologische oder die Kulturpsychologie), wurde als Überbleibsel einer historisch überwundenen Stufe der Fachentwicklung oder als unwissenschaftlich abgetan. Dieser arrogante Gestus herrschaftlicher Besetzung der fachlichen „claims“ und der Definition von Regeln des normgerechten Verhaltens innerhalb dieser Bezirke ist nicht ausgestorben. Er hat sich allerdings eine liberalere Façon zugelegt. Ich will ein exemplarisches Beispiel dafür aufgreifen.

Der Anschluß der akademischen Psychologie an kulturelle und philosophische Entwicklungen erfolgt meist mit einem gehörigen time lag. In den Kultur- und Sozialwissenschaften wird seit etwa 30 Jahren von den „zwei Kulturen“ gesprochen (Snow 1964). Die eine Kultur kristallisiert sich um die klassischen Naturwissenschaften, die andere um die Geisteswissenschaften. 20 Jahre nachdem Snow das Konzept von den „zwei Kulturen“ geprägt hat, taucht es auch in der Psychologie auf (Kimble 1984). Und noch einmal ein paar Jahre später wird es auch in der deutschen akademischen Psychologie aufgegriffen, um auf eine Bewegung im Fach zu reagieren, die sich für eine „Erneuerung der Psychologie“ einsetzt (Prinz 1992).

Die Anerkennung von zwei Kulturen in der Psychologie, die jeweils ihre eigenständigen Erkenntnisinteressen, theoretischen Traditionen und legitimen Methoden haben, scheint ein wichtiger Schritt in Richtung der Überwindung hegemonialer Ansprüche zu sein. Wie werden die beiden Kulturen charakterisiert? Dazu Prinz (1992, 3):

Sie „unterscheiden sich vor allem in den allgemeinen *Leitwerten* und den damit verbundenen theoretischen und methodischen *Prinzipien*, die sie für sich als verbindlich ansehen. Die eine Kultur betreibt die Kultivierung von *Universalität* und *Eindeutigkeit*. Sie

strebt möglichst allgemeine und möglichst eindeutige Aussagen über psychische Prozesse und Strukturen an, die sie losgelöst von ihren Inhalten betrachtet. Ihr Gegenstand sind ahistorisch gedachte und nomothetisch untersuchte psychische Funktionen, d. h. Mechanismen, die in selektiver Abstraktion untersucht werden. Die andere Kultur betreibt demgegenüber die Kultivierung von *Singularität* und *Komplexität*. Sie strebt nach Aussagen über singuläre psychische Inhalte, die sie jeweils im Kontext ihrer konkreten inhaltlichen Antezedentien betrachtet. Ihr Gegenstand sind historisch verstandene und idiographisch untersuchte Subjekte, und Ziel der Untersuchung ist es, sowohl der Totalität der Subjekte als auch der Komplexität der Historie gerecht zu werden.“

Prinz beschreibt nüchtern, daß das Verhältnis der beiden Kulturen von einer wechselseitigen Stereotypen- und Ressentimentbildung geprägt ist. Seine Einschätzung der beiden Kulturen scheint im Eingangsteil seines Aufsatzes von der Überzeugung getragen, daß jede Kultur für sich ein legitimes Existenzrecht besitzen würde, und das klingt nach einem Votum der Toleranz für diese beiden Kulturen. Doch dies stellt sich schnell als „konditionale Toleranz“ heraus: „... die beiden Lager (sind) aufeinander angewiesen – wenn auch asymmetrisch: Das idiographische Lager ist stärker auf das nomothetische Lager angewiesen als umgekehrt“ (S.5). Toleranz für eine sozial- und kulturwissenschaftliche Psychologie besteht dann und nur dann, wenn sie die „nomologischen Netze“ der nomothetischen Psychologie übernimmt und akzeptiert: „Idiographische Interpretation bedeutet immer: den einzelnen konkreten Sachverhalt auf allgemeine, abstrakte Strukturen, die breit und verbindlich empirisch verankert sind“ (ebd.), zu beziehen. Dieses „Toleranzedikt“ ist schon deshalb inakzeptabel, weil es der sozial- und kulturwissenschaftlichen Psychologie eine ihrer zentralen Erkenntnisgrundlagen entzieht: Unsere alltagspsychologischen und genauso auch unsere fachlichen psychologischen Konzepte können keinen Anspruch auf Universalität haben, weil sie kulturgebundene Konstrukte sind. Auch diese Einsicht hat Janet Spence in ihrer Präsidialrede vor der APA unmißverständlich ausgedrückt: „... Wissenschaftler sind Produkte ihrer Gesellschaft und ihrer Zeit-epoche, und ihre Konstruktion von sozialer

Wirklichkeit wird von der Weltanschauung und den Werten der Kultur geformt, in der sie großgezogen wurden. Dieses Überzeugungssystem kann alle Phasen der Forschung beeinflussen, in der sich Wissenschaftler engagieren, von der Auswahl des Problems bis zur Interpretation der Ergebnisse“ (1985, 1285). Solche Aussagen müßten doch eigentlich eine Position erschüttern, die von der Möglichkeit universell gültiger Kategorien für psychisches Geschehen ausgehen. Kurz nach dem Artikel von Prinz las ich einen Aufsatz aus dem angesehenen *Mainstream-Journal Psychological Review*, in dem eine anerkannte Selbstkonzeptforscherin zusammen mit einem japanischen Kollegen die Forschungsliteratur zum Thema Kultur und Selbst referiert und diskutiert (Markus & Kitayama 1991). Sie zeigen auf, daß die Hauptströmungen gegenwärtiger Kognitions-, Emotions- und Motivationsforschung von einem impliziten Selbstkonzept ausgehen, das das westliche Subjektmodell eines unabhängigen, autonomen und in sich geschlossenen Individuums als universelle Folie psychologischer Konzeptbildung und Interpretation nimmt.

Gerade die kulturvergleichende Psychologie und Ethnopschoanalyse liefern empirische Belege in reichem Maße, die die kategoriale Meßlatte, die für Prinz die Dominanz von Kultur Eins über Kultur Zwei rechtfertigt, als fragwürdige Universalie dekonstruieren. Sein schein toleranter Rückgriff auf Snows Zwei-Kultur-Konzeption erweist sich deshalb auch letztlich als ein Beispiel „repressiver Toleranz“. Das Repressionsmoment verrät sich schon in den gewählten Formulierungen. Er will die beiden Kulturen „zwingen“, sich im „Projekt der modernen Psychologie“ produktiv zu arrangieren (S. 4), und die den beiden Kulturen „innewohnenden zentrifugalen Tendenzen“ seien „weiterhin in einem gemeinsamen disziplinären Rahmen eingesperrt zu halten“ (S. 5 f.). Prinz spricht die immer wieder aufflammenden „Sezessionsversuche“ der beiden Kulturen in der Psychologie an, die ja in einigen Psychologiedepartments der USA und in der APA bereits begonnen haben, und daß er früher selbst für eine Aufspaltung der Psychologie eingetreten sei. Er plädiert jetzt für die gegenteilige Option. Wenn aber bei der vorgesehene „Zwangsehe“ der kategoriale Ton und Takt ohnehin von Kultur Eins vorgegeben werden soll und diese auch die entschei-

denden Impulse für die „expansive Entwicklung, die die Psychologie in den letzten Jahren erfahren hat“ (S. 6), gegeben hätte, fragt sich der erstaunte Leser, warum er sich mit der ohnehin schwächlichen Kultur Zwei überhaupt belasten mag. Die Antwort bildet das leicht gequälte Eingeständnis, daß Kultur Eins mit ihrer Orientierung an Universalien „nur begrenzt praxistfähig“ sei und „die konkreten historischen Singularitäten, auf die man ‚im Leben‘ trifft“, vernachlässige. Unter straffer kategorialer Führung von Kultur Eins darf sich Kultur Zwei auf eine einzelfall- und praxisbezogene Deduktion einlassen. Genau damit wäre die Substanz einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Psychologie verloren, und die in den vergangenen Jahren differenziert vorgetragenen Forderungen nach einer neuen Beziehung von Wissenschaft und Praxis, die von wechselseitiger Anerkennung bestimmt ist (vgl. Schneider 1990; Dokecki 1992; Hoshmand & Polkinghorne 1992), wären ignoriert.

Ehe die Kultur Eins nicht bereit ist, ihre eigenen geistigen Grundlagen kritisch zu reflektieren und die historische Produziertheit ihres Fundamentalismus erkennt, wird sie auf ihren Dominanzgestus nicht verzichten können. Sie erweist sich zunehmend als ein „Kind der Moderne“, das seinen Aufklärungsanspruch in einem Prozeß der Selbstdogmatisierung zunehmend verspielt. Die erstzunehmende postmoderne Kritik an dieser „halbierten Moderne“ versucht das kritisch-reflexive Potential der Aufklärung wieder freizulegen und beginnt sich auch in der Psychologie ein wichtiges Aufgabenfeld zu erschließen (vgl. Kvale 1992).

Die Richtmarkierungen der nomothetischen Psychologie sind – so hat es uns Prinz auf neuestem Stand vermittelt – Universalität und Eindeutigkeit, und sie teilt sicherlich auch das weitere Ziel moderner Naturwissenschaft: Sicherheit des Wissens, also Gewißheit. Sigmund Koch, der große kritische Bilanzierer der wissenschaftlichen Psychologie und Kenner der Philosophie, hat die nomothetische Psychologie als ein Unternehmen beschrieben, das mit seinem Streben und Versprechen von kognitiver Sicherheit auf die existentiellen Verunsicherungen der Menschen reagiert. Es reduziert die beunruhigenden, polymorphen, widersprüchlichen und selbstverborgenen Seiten der *conditio humana* und bietet die Möglichkeit, „in behagliche konzeptuelle Container zu

kriechen – jede Box, so lange sie das Versprechen gibt, die Schmerzen kognitiver Unsicherheit zu lindern oder von problematischen Spannungen zu befreien. Dieses quälende menschliche Bedürfnis – um jeden Preis – nach einem Rahmen, einem Abakus, einem System, einer Karte oder Regeln, die uns einen Hoffungsstrohalm anbieten können, Unsicherheit aufzulösen, macht uns alle – mehr oder weniger – anfällig für die Behauptungen vereinfachter, reduktiver hyperallgemeiner oder in anderer Weise ontologisch-verzerrender Ordnungen, so lange sie den Schein von ‚Systematizität‘ erzeugen“ (Koch 1981, 264).

Um diese allgemeinen Bemerkungen von Koch mit Leben zu erfüllen, brauchen wir nur ein paar Jahre zurückzudenken. Da konnte doch Skinners Lerntheorie in ihrer Behauptung, eine allgemeine Theorie des Verhaltens zu sein und mit ihrer äußerst sparsamen Erklärungskraft PsychologInnen faszinieren und zu gläubigen Anhängern machen. Da Skinner mit seinem utopischen Roman *Walden two* auch noch dem Wunsch nach einer humaneren Welt Rechnung trug, gewann er auch im Lager der gesellschaftskritischen Intelligenz Anhängerschaft.

Die Geschichte der Psychologie läßt sich – wie wir gesehen haben – bis heute als ein Kampf zweier Linien rekonstruieren. Die eine versucht den Menschen in seiner sinnlich-vitalen Bedürftigkeit und Widersprüchlichkeit und eingebettet in einen realen Alltag zu begreifen. Die andere konstruiert das Subjekt als kognitiv-rationalistische Einheit und sucht nach allgemeinen psychischen Funktionsprinzipien. Diese zweite Linie hat sich zum Hauptstrom der Psychologie entwickeln können, weil sie sich auf das „Baugerüst der Moderne“ gestützt hat, das in Descartes seinen paradigmatischen philosophischen Vordenker hatte. Stephen Toulmin (1991) hat in überzeugender Weise aufzeigen können, wie dies auf dem Hintergrund des 30-jährigen Krieges möglich wurde. Das Programm von Descartes entsprach dem Bedürfnis nach Glaubensgewißheit jenseits der partikularistischen religiösen Interessen, die der Religionskrieg jeder Glaubwürdigkeit beraubt hatte. Das Glaubensbedürfnis war auf der Suche nach einer Gewißheit jenseits der Religionen oder Ideologien. Diese hatten in einem katastrophalen Krieg ihre Legitimation von Kriegen weitgehend eingebüßt.

Gefragt war eine dekontextualisierte Vernunft, die von Partialinteressen nicht ideologisch instrumentalisiert werden konnte. Diesem Bedürfnis kam Descartes mit seinem rationalistischen Baugerüst der Moderne entgegen, das die porös gewordenen religiösen Ansprüche universalistisch überwinden sollte und doch so etwas wie ein neues religiöses Fundament schuf. Wie in einem Container konnten die Menschen der beginnenden Neuzeit, aber auch die neuzeitlichen Humanwissenschaften, ihre Bedürfnisse nach Sicherheit, Universalität und Wahrheit deponieren. Das daraus entstehende Welt- und Selbstverständnis wurde zu einem Gehäuse, in dem man sich einrichten konnte. Dieses Gehäuse hat sich wie ein stahlharter Panzer um das Leben der Subjekte gelegt, oder sie haben sich in seinen beengten Vorgaben entworfen. Die Psychologie hat wie das gesamte Selbst- und Weltverständnis der Moderne dieses Gehäuse wie eine unveränderliche Menschennatur akzeptiert. Toulmin zeigt aber auch, daß das Baugerüst der Moderne heute nicht mehr trägt. Die Physik und andere Naturwissenschaften haben sich seit der Jahrhundertwende zunehmend seiner entledigt.

Mit dem Auszug aus dem erodierten Gehäuse tut sich allerdings die Psychologie besonders schwer. In ihrem Hauptstrom hält sie an ihrer Glaubensgewißheit unveränderlich fest. Gerade in der deutschen Psychologie versprach das nomothetische Paradigma eine Entideologisierung, die nach den „Verirrungen“ der „deutschen Psychologie“ notwendig war. So wie nach dem großen Religionskrieg im 17. Jahrhundert das Bedürfnis nach einem Paradigma jenseits der diskreditierten religiösen Partialinteressen übermächtig war, hat sich auch die deutschsprachige Psychologie nach 1945 einem Weg anvertraut, der Wissenschaftlichkeit und Seriosität zu sichern vermochte. So erscheint eine Zusammenfassung des Prozesses, der die Etablierung des cartesianischen Paradigmas beschreibt, wie eine Charakterisierung der zeitgenössischen akademischen Mehrheitsfraktion in der Psychologie: „Dem Glaubensbedürfnis nach einer Gewißheit jenseits der Religionen oder Ideologien, die durch ihre Legitimation von Kriegen diskreditiert worden sind, entspreche die Dekontextualisierung der Rationalität klassisch-naturwissenschaftlichen Handelns. Kontextbezogene Vernunft oder Weisheit werde so

durch eine exklusive Rationalität ersetzt, deren eigene Dekontextualisierung in weltanschaulicher Hinsicht einer Glaubensgewißheit besonderer Art entspreche, dem Glauben in die Gewißheit des Glaubens selbst“ (Krüger 1991, 27).

Die paradoxe Konsequenz des Bemühens in der Psychologie, sich in einem Terrain zu etablieren, das von allen ideologischen Vereinnahmungen frei ist, hat in die Sackgasse einer Selbst-Ideologisierung geführt, die mit einem Verlust des reflexiven Verhältnisses zum eigenen Projekt erkauft wird (vgl. Prillettensky 1989).

5. Für eine Wiedergewinnung kritischer Reflexivität in der Psychologie

Die Psychologie ist von ihren disziplinären Anfängen her ein Unternehmen der reflexiven Selbstverständigung der Subjekte, bezogen auf epochale Veränderungen und den krisenhaften Verlust bislang leitender Sinnkonstrukte und Leitseile jeweils möglicher oder geforderter Lebensführung. Warum sollte sie sich gerade dieser Aufgabe in einer Zeit verweigern, in der die existentielle oder ontologische Bodenlosigkeit geradezu nach einem reflexiven Modus der Selbstvergewisserung dieser unaufhebbaren Bodenlosigkeit verlangt? Sich nur angeekelt von den verkitschten oder sektenförmigen Seelenröstungen der Gegenwart abzuwenden, sie womöglich neben einem „hard science“-Habitus in seiner fachlich-beruflichen Welt in der privaten Sonderprovinz selbst zu konsumieren (ich denke an manchen Tarotjünger unter meinen experimentalistischen Kollegen), kann nicht die Antwort, allenfalls das Problem sein.

Gerade in einem soziokulturellen Kontext, in dem die Subjekte die Erfahrung machen, daß ihre Lebenskonzepte immer weniger aus scheinbar bewährten Traditionsbeständen bezogen werden können, daß alles disponibel und die Lebensführung unhintergebar reflexiv geworden ist, muß die Psychologie selbst einen disziplinären Rahmen entwickeln, in dem der Prozeß der „reflexiven Modernisierung“ wissenschaftliche Resonanz finden kann (vgl. Beck 1991; Giddens 1990, 1991). Die Psychologie ist ein Kind der Moderne. Sie wäre gar nicht möglich gewesen, wenn sich nicht das „bürgerliche Sub-

jekt“ aus den feudalen Abhängigkeiten und Weltbildern befreit hätte. Das war ein ungeheurer Reflexionsschub, aber zugleich hat die Psychologie den Reflexionsprozeß sistiert. Und auch dabei hat sie sich nicht außerhalb ihres soziokulturellen Kontextes gestellt, sondern ihn reproduziert. Das „Projekt der Moderne“ hat sich in einem Prozeß der Selbstdogmatisierung in seinen reflexiven Möglichkeiten „halbiert“. Spürbar wird dies vor allem im Bereich der Ökologie: Die Technologien der Moderne gefährden zunehmend die Lebensgrundlagen der gesamten Gattung. Dies wird heute in allen Sozialwissenschaften und in der Philosophie diskutiert, und das ist der systematische Ort der „postmodernen Kritik“. Sie artikuliert sich als Zweifel an den Segnungen der Moderne, vor allem kritisiert sie deren „Verengungen und Verkrustungen“ (Welsch 1988, 445), also den Verlust an Reflexivität auf ihre eigenen Grundlagen. Sie nährt systematisch den Zweifel an der „modernen Glaubensgewißheit“, man könne die Welt oder auch das Subjekt aus einem universellen Rationalitätsmodell begreifen. Lyotard, einer der wichtigsten Vertreter postmodernen Denkens, hat es für sich so gefaßt: „In äußerster Vereinfachung kann man sagen: ‚Postmoderne‘ bedeutet, daß man den Meta-Erzählungen keinen Glauben mehr schenkt“ (1987, 131). Albrecht Wellmer knüpft hier an: „Der Augenblick der Postmoderne ist eine Art Explosion der modernen episteme, bei der die Vernunft und ihr Subjekt – als Platzhalter der ‚Einheit‘ und des ‚Ganzen‘ – in Stücke fliegen“ (1985, 48).

Die Psychologie muß als Disziplin ihre hermetische Abwehr solcher Gedanken überwinden, wenn sie als Subjektwissenschaft, als professionelles Handlungssystem und als Ort reflexiver Selbstverständigung der Subjekte im soziokulturellen Raum Kompetenz gewinnen will. Durch einen solchen Auszug aus dem disziplinierenden Identitätsgehäuse entstehen neue Identitätsmöglichkeiten: Von der „Imitations-Identität“ zu einer Pluralität „erarbeiteter Identitäten“.

„Die Historie kann ... der systematischen Auflösung unserer Identität dienen. Denn diese Identität, die wir unter einer Maske notdürftig wahren wollen, ist selbst nur eine Parodie ... (Die) Historie will nicht die Wurzeln unserer Identität wiederfinden, vielmehr möchte sie sie in alle Winde zerstreuen; sie will nicht den heimatischen Herd ausfindig machen, von dem wir kommen, jenes erste Va-

terland, in das wir den Versprechungen der Metaphysik zufolge zurückkehren werden; vielmehr möchte sie alle

Diskontinuitäten sichtbar machen, die uns durchkreuzen" (Foucault 1974, 106).

Literatur

- Bahners, P. (1991): Deutschland, ja was denn nun? FAZ vom 19. 11. 1991: 34
- Baier, L. (1985): Gleichheitszeichen. Streitschrift über Abweichung und Identität. Berlin: Wagenbach
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1991): Die Frage nach der anderen Moderne. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 39, 1297-1308
- Beerlage, I. & Kleiber, D. (1991): Konflikte und Probleme professioneller Identität in der psychosozialen Versorgung. In: U. Flick et al. (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung, 327-330. München: Psychologie Verlags Union
- Bevan, W. (1982): A sermon of sorts in three plus parts. American Psychologist 37, 1303-1322
- ders. (1986): The journey is everything: General-experimental psychology in the United States after a hundred years. In: S. H. Hulse & B. F. Green, Jr. (eds.), One hundred years of psychological research in America, 365-397. Baltimore: Johns Hopkins University Press
- Dokecki, P. R. (1992): On knowing the community of caring persons: A methodological basis for the reflective-generative practice of community psychology. Journal of Community Psychology 20, 26-35
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser
- Gergen, K. J. (1991): The saturated self. Dilemmas of identity in contemporary life. New York: Basic Books
- Giddens, A. (1990): The consequences of modernity. Cambridge: Polity
- ders. (1991): Modernity and self-identity. Self and society in the late modern age. Cambridge: Polity
- Guggenberger, E. (1990): Identität und Krise im Psychologenerberuf. München: Profil
- Harré, R. (1983): Personal being. A theory for individual psychology. Oxford: Basil Blackwell
- Hoshmand, L. T. & Polkinghorne, D. E. (1992): Redefining the science-practice relationship and professional training. American Psychologist 47, 55-66
- Kimble, G. A. (1984): Psychology's two cultures. American Psychologist 39, 833-839
- Koch, S. (1973): Psychologie und Geisteswissenschaften. In: H. G. Gadamer & P. Vogler (Hg.), Neue Anthropologie. Bd. 5, 200-236. Stuttgart: Thieme
- ders. (1981): The nature and limits of psychological knowledge. Lessons of a century qua „science“. American Psychologist 36, 257-269
- ders. & Leary, D. E. (1985): A century of psychology as science. New York: McGraw-Hill
- Krüger, H.-P. (1991): Postmoderne als moderne Rekonstruktion der Moderne. Stephen Toulmins Kritik moderner Wissenschaften. In: ders. (Hg.), Objekt- und Selbsterkenntnis, 15-41. Berlin: Akademie-Verlag
- Kvale, S. (ed.) (1992): Psychology and postmodernism. London: Sage
- Maaz, H.-J. (1990): Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR. Berlin: Argon
- ders. (1991): Das gestürzte Volk. Die verunglückte Einheit. Berlin: Argon
- Marcia, J. E. (1980): Identity in adolescence. In: J. Adelson (ed.), Handbook of adolescent psychology, 159-187. New York: John Wiley
- Miller, G. A. (1969): Psychology as a means of promoting human welfare. American Psychologist 24, 1063-1075
- ders. (1986): Dismembering cognition. In: S. H. Hulse & B. F. Green, Jr. (eds.), One hundred years of psychological research in America, 277-297. Baltimore: Johns Hopkins University Press
- Pion, G. M. & Lipsey M. W. (1984): Psychology and society. The challenge of change. American Psychologist 39, 739-754
- Prilietensky, I. (1989): Psychology and the status quo. American Psychologist 44, 795-802
- Prinz, W. (1992): Fünf Thesen zur sogenannten Erneuerung der sogenannten Psychologie. Preprint. München: Max-Planck-Institut für psychologische Forschung
- Sampson, E. E. (1991): The democratization of psychology. Theory & Psychology 1, 275-298
- Sarason, S. B. (1988): The making of an American psychologist. An autobiography. San Francisco: Jossey-Bass
- Scharang, M. (1992): Abgrenzungswahn und Mordgier. Über das Geschwätz von der Identität. konkret 9/September, 42-44
- Schneider, S. F. (1990): Psychology at a crossroads. American Psychologist 45, 521-529
- Smith, M. B. (1990): Psychology in the public interest. American Psychologist 45, 530-536
- Snow, C. P. (1964): The two cultures and a second look. Cambridge: Cambridge University Press
- Spence, J. T. (1985): Achievement American style. American Psychologist 40, 1285-1295
- dies. (1987): Centrifugal and centripetal tendencies in psychology: Will the center hold? American Psychologist 42, 1052-1054
- Toulmin, St. (1991) Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Wallach, M. A. & Wallach, L. (1983): Psychology's sanction for selfishness. The error of egoism in theory and therapy. San Francisco: W. H. Freeman
- Wellmer, A. (1985): Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Welsch, W. (Hg.) (1988): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Weinheim: VCH